

Morus Markard

Prävention und Erziehung oder: Zum Verhältnis von Willen und Wohl¹

1. Das fremddefinierte Wohl des Menschen und sein subjektiver Wille

Der Ausruf „Zum Wohle“ geht uns leicht über die Lippen, wenn uns unmittelbar danach Alkoholisches durch die Kehle rinnt. Man kann dann auch sagen: „Wohl bekomm’s“. Man wünscht den anderen, dass es Ihnen gut gehe. Weitere Konsequenzen hat das „Zum Wohle“ nicht, jedenfalls nicht zwingend.

Wenn aber im administrativen Versorgungszusammenhang oder in pädagogischen Kontexten etwas zum Wohle anderer geplant oder durchgeführt wird, sieht das anders aus. In dem Maße nämlich, in dem das Wohl der anderen gar durchgesetzt werden soll, kann man davon wohl ausgehen, dass der eigene Wille der von der Maßnahme Betroffenen nicht mit dem Wohl, wie es die Planer und Maßnahmenvollstrecker sehen und definieren, übereinstimmt. Gegenüber der Macht des fremddefinierten *Wohls* ist der subjektive *Wille* dann *Störfaktor*, der – wie auch immer – zu kontrollieren und zu bändigen ist. Das „Wohl“ ist somit die ideologische Bezeichnung für eine Bevormundung durch diejenigen, die die Macht haben, ihre Definition praktisch umzusetzen, eben durchzusetzen. Der Umstand, dass sie dabei selber guten Willens sein, ehrlich nur das Beste wollen mögen, mag bedeuten, dass sie sich selber über die Sachlage täuschen – an der Sachlage ändert das nichts. Seitens der von ‚Maßnahmen zum Wohle‘ Betroffenen ist dieser Widerspruch bekanntlich mit dem Spruch erwidert worden: ‚Sie wollen unser Bestes – aber das geben wir Ihnen nicht‘. In der Sprache der Prävention und Evaluation bedeutet das, dass diese Betroffenen keine *compliance* zeigen.

Ein ähnliches Verhältnis finden wir übrigens bei den Wörtern „Bedarf“ und „Bedürfnis“: Wenn vom *Förderbedarf* eines Kindes die Rede ist, heißt das noch lange nicht, dass das betreffende Kind auch ein *Bedürfnis nach Förderung* hat.

¹ Nicht gehaltener Eröffnungsvortrag einer kurzfristig abgesagten Fachtagung „Sexualerziehung und Prävention mit Jugendlichen und für Jugendliche“ (geplant von „Mann-O-Meter“ in Zusammenarbeit mit der Gesellschaft für Subjektwissenschaftliche Forschung und Praxis am 26./27.02.2005)

2. Freiheitsverbürgung und Freiheitsentzug als Widerspruchspole sozialstaatlicher Aktion

Was ich hier an Beispielen kurz vorführte, ist Ausdruck dessen, dass sozialstaatliche Maßnahmen im Spannungsfeld von Bevormundung / Kontrolle / Zwang auf der einen und Unterstützung / Förderung auf der anderen Seite zu analysieren sind – oder, mit Habermas formuliert, im Spannungsfeld von „Freiheitsverbürgung“ und „Freiheitsentzug“ (1981, 531). Die habermassche Formulierung macht darauf aufmerksam, dass Freiheit im Kern bedeutet, die Möglichkeit zu haben, über die eigenen Lebensumstände verfügen zu können (so auch Holzkamp, 1983, 354). Wenn also soziale Unterstützung darauf zielt, in diesem Sinne Verfügungsfreiheit zu vergrößern, steht der Kontroll- oder Zwangsaspekt in unauflösbarem Widerspruch dazu. Und es ist dieser Widerspruch, der das Verhältnis von Fremdbestimmtheit und Selbstbestimmung berührt, dessen wir uns bewusst sein müssen, wenn wir in Bereichen wie Erziehung und Prävention beruflich handeln.

Die Frage ist dabei durchgängig die, wie die subjektive Perspektive der von Plänen und Maßnahmen Betroffenen aussieht, in welchem Verhältnis sie zur professionellen Perspektive steht, und wie beide Perspektiven mit dem staatlichen oder institutionellen Auftrag vermittelt sind; denn es geht ja nicht nur um eine zwischenmenschliche Perspektivenverschränkung oder -divergenz, sondern um eine, in der die beteiligten Akteure gesellschaftliche Funktionen oder Rollen haben.

Eine Nebenbemerkung zur politischen Lage: Ich bin mir darüber im Klaren, dass in einer Zeit des neoliberalen Kahlschlages sozialstaatlicher Maßnahmen diese fundamentale Kritik am Sozialstaat prekär sein kann. Aber diesen Kahlschlag zu kritisieren, kann ja nicht bedeuten, dass man nicht mehr die Ambivalenz des Sozialstaates thematisieren darf. Wenn heute mit der ideologischen Chiffre „Fordern und Fördern“ die Zuschreibung individueller Verantwortung für die eigene prekäre Lage tendenziell soziale Unterstützung ersetzt, wird der „Freiheitsentzug“ nur noch vergrößert, weil die materiellen Voraussetzungen der Verfügung über die eigenen Lebensumstände eingeschmolzen werden und die Betroffenen ungeschützt dem „stummen Zwang der Verhältnisse“ unterliegen.

3. Externe Zielsetzung als Paradoxie oder: Strukturproblem einer auf Selbstbestimmung und Verantwortung zielenden Erziehung und Prävention

Zurück zu den Perspektiven der genannten Akteure im Rahmen gesellschaftlich-institutioneller Auftragslagen, exemplifiziert an Erziehung und

Prävention (E&P), wobei ich Prävention hier auf Primärprävention begrenze: Pädagogisch und präventiv Handelnde formulieren bzw. versuchen Ziele zu realisieren, die nicht bzw. noch nicht die der *Zielgruppe* sind. Pädagogische und Präventionsmaßnahmen bestehen nun darin, diese Differenz zu überwinden. Die Mitglieder der Zielgruppe sollen so handeln, wie es die, die die Ziele setzen, wollen (*compliance*, s.o.). Dieses Ziel gilt dann als am besten erreicht, wenn die Mitglieder der Zielgruppe schließlich selber *wollen*, was sie *sollen*.

Ob man das problematisch findet, hängt – inhaltlich – davon ab, wie man das Ziel findet. Wenn einem das Ziel gefällt, wird man es gut finden, dass auch andere es gut finden, sonst nicht. Mir geht es hier aber weniger um die mit dem Ziel verbundenen *Inhalte* (wie: nicht rauchen, Zähne putzen, safer sex, keine Ausländerfeindlichkeit, keine Schwulendiskriminierung), sondern darum, welche strukturellen Aspekte der Beziehung zwischen E&P Betreibenden und den Mitgliedern ihrer Zielgruppe es erschweren, dass letztere die ihnen gesetzten und vorgesetzten Ziele übernehmen – auch und gerade wenn die Ziele vernünftig sind, besser: mehr oder weniger *allgemein* als vernünftig *gelten* (also *eigentlich* auch von der Zielgruppe eingesehen werden müssten). Ich gehe dabei davon aus, dass sehr viele der Einzelziele, die mit E&P verbunden sind, sich unter das Meta-Ziel ‚Selbstbestimmung‘ subsumieren lassen.

Der von mir gemeinte *strukturelle* Aspekt in der Beziehung zwischen E&P Betreibenden und den Mitgliedern ihrer Zielgruppe ist folgender: Warum sollte man jemanden veranlassen, selbstbestimmt zu handeln oder zu sein? Denn die Aufforderung: ‚Sei oder handle selbstbestimmt‘ ist genauso paradox wie die Aufforderung ‚Sei endlich mal spontan‘. Hinzu kommt: Im Falle der Selbstbestimmung wird gefordert, was eigentlich allgemeine Perspektive, fundamentales Interesse menschlicher Existenz ist – wenn man nicht davon ausgehen will, dass der Mensch ein Wesen ist, das *nicht* daran interessiert ist, Verfügung über seine Lebensumstände zu gewinnen. (Dass das so ist, hatten wir ja schon bei der Sozialstaatsfrage unterstellt.)

Zwei gedankliche Einwände gegen meine Position:

Der erste Einwand: Wie ist das mit einem zweiten wesentlichen Meta-Ziel, das das erste – geradezu notwendig – zu ergänzen scheint: *Verantwortung*? Muss man dazu nicht doch ‚erziehen‘? Gegenfrage: Was ist es für eine Verantwortung, die ich übernehmen, mir aufbürden soll, wenn sie *nicht* in meinem Interesse (nach Selbstbestimmung) ist? Warum soll ich sie dann übernehmen? Wenn sie aber in meinem Interesse liegt, ist

der Appell, sie zu übernehmen, so paradox wie der Appell, meine Interessen zu vertreten. Man kann das Problem auch anders formulieren: Eine Aufforderung, Verantwortung zu übernehmen, legt nahe, danach zu fragen – oder zu ‚hinterfragen‘, wer was von mir in wessen Interesse will. Gegen eine Verantwortung, die sich nicht in mein Interesse überführen lässt, wehre ich mich ja wohl zu Recht. Das ist eigentlich das klassische Motivationsproblem: Will ich das, was ich soll, selber oder soll ich in eine Situation gebracht werden, in der ich wollen soll – mit der Folge, dass ich entweder Widerstand leiste oder mich füge – und dabei aber die Appelle unterlaufe, wo immer ich das kann. Oder ich *verinnerliche* den Zwang so, dass ich mich in ein Korsett des schlechten Gewissens begeben. Welche Bewältigungsstrategien vorherrschen, hängt auch davon ab, welche Sanktionsmittel die E&P Betreibenden haben.

Der zweite Einwand, mit dem ich mich auseinandersetzen will, könnte gegen meine Position, die Aufforderung: ‚Sei oder handle selbstbestimmt‘ sei paradox, die Fremdbestimmtheit in unseren gesellschaftlichen Verhältnisse geltend machen, in der die Selbstbestimmung verkümmert, gebrochen ist (womit auch eine interessenbezogene Verantwortung kaum denkbar ist). Damit wäre, was ich beim ersten Einwand zu Zwang und Verinnerlichung gesagt habe, über die interpersonelle Ebene hinaus auf die Gesellschaft bezogen. Welche Konsequenzen hat das? Eine ganz entscheidende: die nämlich, dass die E&P Betreibenden *nicht mehr einfach appellieren* können, sondern, soweit sie es ernst meinen, mit den Mitgliedern der Zielgruppe ein *Bündnis* gegen gesellschaftliche Fremdbestimmtheit eingehen müssen. Problematisches individuelles Verhalten kann dann nicht mehr einfach – personalisierend – den Einzelnen in die Schuhe geschoben werden. Ebenso wenig kann sich Prävention etwa im *Gesundheitsbereich* allein an die Individuen richten.

4. Zur Pathologie des Normalen oder: Gesellschaftskritik als Implikat einer nicht paradoxen, auf Selbstbestimmung und Verantwortung zielenden Erziehung und Prävention

Wir müssen also, wenn das stimmt, hinsichtlich auf die Individuen bezogener, insofern genuin psychologischer Argumentationen grundsätzlich die gesellschaftlichen Verhältnisse bzw. die Lebensumstände, in denen sich die Menschen bewegen, einbeziehen. Und wir müssen auch fragen, aus welcher Perspektive wir bestehende Zustände beurteilen (können). In der Perspektive der von mir vertretenen Kritischen Psychologie geht es nicht um perfekt funktionierende Menschen in beliebigen Verhältnissen,

sondern um *Verhältnisse*, in denen der Mensch sich nicht mehr fremden Zwängen unterwerfen muss, nicht mehr „ein erniedrigtes, ein geknechtetes, ein verlassenes, ein verächtliches Wesen“ ist, wie Marx ([1844] 1974, 385) es formulierte. *So verstanden, müssen Erziehung und Prävention (auch) gesellschaftskritisch sein.*

Vor diesem Hintergrund wird verständlich, wieso in der Tradition einer gesellschaftskritisch inspirierten Psychologie bzw. Psychoanalyse diskutiert wurde, inwieweit der *Krankheitsbegriff* auf die Gesellschaft selber zu übertragen sei, inwieweit es so etwas wie eine „*Pathologie der Normalität*“ (Leithäuser & Volmerg, 1988, 16) gebe, gegenüber der das Erkenntnisinteresse der Sozialpsychologie darin bestehe, „gesellschaftliche Einrichtungen (Institutionen) und ihren komplexen Zusammenhang zu untersuchen, die dazu dienen, den Ausbruch sozialpathologischer Störungen zu verhindern oder ihn zu befördern“ (17f).

Der Pathologie des *Normalen* ist *individuell* weder zu entkommen noch beizukommen. Anpassung professionell gegen individuelle Abweichungen und Störungen durchzusetzen, führt tendenziell zum „Befriedungsverbrechen“, wie Basaglia (1980) das nannte. Dagegen geht es darum, *objektive Beschränkungen* den einzelnen Individuen nicht als deren *subjektive Beschränktheiten* in die Schuhe zu schieben.

Nur in dieser Perspektive kann es überhaupt sinnvoll sein, bestimmte Verhaltensweisen als potenziell ‚unverantwortlich‘ zu apostrophieren, weil dann die ‚mangelnde Verantwortung‘ als Interessenverleugnung und Selbstschädigung aufschlüsselbar ist. Gesellschaftskritisch informierte E&P sind Voraussetzung dafür, das man das erwähnte interpersonelle Strukturproblem so zum Thema machen kann, dass es nicht kontraproduktiv durchschlägt. Dies zu berücksichtigen bedeutet auch, dem Umstand Rechnung zu tragen, dass der dem zugedachten Wohl entgegenstehende individuelle Wille keine unhinterfragbare Letztheit, sondern ggf. auf Widersprüchlichkeiten und Gebrochenheiten hin zu analysieren ist: die analytischen Potenzen Kritischer Psychologie sollen sich gerade in dem Maße bewähren, in dem Gründe und Konsequenzen unseres Handelns nicht auf der Hand liegen, sondern fragwürdig sind.

5. Die grundsätzliche Begründetheit und Verständlichkeit von Handlungen oder: das Urteil der Irrationalität als Beziehungsaufkündigung

Ich vertrete mit dieser Position jene kritisch-psychologische Denkweise, die sich sowohl gegen die Vorstellung einer kruden Umweltdeterminiertheit des „Verhaltens“ richtet als auch gegen die Vorstellung der Weltent-

bundenheit subjektiver Sinnstiftungen. Wenn wir die Relevanz objektiver Bedingungen, Lebensumstände, für Erleben und Handeln der Menschen betonen, gehen wir nicht davon aus, dass diese Bedingungen das Individuum direkt determinieren, wie dies im „Bedingtheitsdiskurs“ der Fall ist. *Psychologisch* von Bedeutung sind diese objektiven Bedingungen vielmehr als ökonomische, kulturelle, symbolische Handlungsmöglichkeiten bzw. -behinderungen, zu denen sich das Individuum verhalten kann und muss – ebenso wie zu sich selber und den anderen Menschen. In der Art und Weise, in der das Individuum Handlungsmöglichkeiten und -behinderungen nach seinen Bedürfnissen interpretiert, werden diese Bedingungen für das Individuum dessen ‚Handlungs-Prämissen‘. Prämissen in diesem Sinne meinen den subjektiv begründeten Weltbezug des Individuums. Subjektives Handeln, Empfinden, Leiden, Gestörtsein sind damit zwar nicht aus Bedingungen abzuleiten, ihnen gegenüber allerdings auch nicht völlig beliebig und unverständlich (Holzkamp, 1983, 349).

Dies bedeutet nun zweierlei:

1. Handeln, Empfinden, Leiden, Impulse zu verstehen, heißt, den Zusammenhang von Gründen und Prämissen zu rekonstruieren („Begründungsdiskurs“). Das heißt aber auch: Verstehen ist Verstehen eines subjektiven *Weltbezuges*, nicht einer weltlosen Innerlichkeit. Ein Prämissen-Gründe-Zusammenhang muss übrigens keineswegs bewusst sein. Die Rede vom „Unbewussten“ als psychischer Dynamik hat vielmehr nur im Begründungsdiskurs Sinn. Im Bedingtheitsdiskurs ist weder die Rede vom „Bewussten“ noch vom „Unbewussten“ sinnvoll: Lackmus-Papier färbt sich zwar gewiss nicht bewusst blau oder rot, aber eben auch nicht unbewusst. Der Umstand, *dass* Prämissen-Gründe-Zusammenhänge unbewusst sein können, macht es überhaupt erst erforderlich, sie in (sozialer) Selbstverständigung zu rekonstruieren (und damit sich auch über den eigenen Willen selber oder sozial zu verständigen).

2. Ich kann Handeln, Empfinden, Leiden, Gestörtsein nicht als irrational abqualifizieren. Vielmehr ist, was *mir* irrational erscheint, für mich in seiner Begründetheit, in seinem Prämissen-Gründe-Zusammenhang nicht aufgeklärt. Dies mag an einer, von mir gerne verwendeten kleinen Geschichte veranschaulicht werden:

Eine Frau kauft bei IKEA einen Kleiderschrank (sagen wir mal: Modell „Hopen“, Katalog 2004, S. 195), den sie im Schlafzimmer erfolgreich zusammensetzt; der Schrank bleibt aber nur so lange stehen, bis die Straßenbahn vorbeirattert. Auch ein erneuter Aufbau übersteht das Vorbeirattern der Straßenbahn nicht. Ein freundlicher IKEA-Mitarbeiter lässt sich erweichen, selber den Aufbau vorzunehmen.

Als er damit fertig ist, wird beschlossen, dass er die nächste Straßenbahn abwartet – und zwar (mit Taschenlampe) *im* Schrank, damit er einen potenziellen Zusammenbruch des Schrankes von innen verfolgen kann. Während nun die Frau dem freundlichen IKEA-Mitarbeiter ein Bier holt, passiert, was in solchen Geschichten immer passiert: Der Ehemann der Frau kommt – zu diesem Zeitpunkt jedenfalls – überraschend nach Hause. Im Schlafzimmer sieht er den neuen Schrank und öffnet ihn: „Was machen Sie denn hier?“, fragt er fassungslos den Fremden im Schrank. „Ich warte auf die Straßenbahn.“

Die (wissenschaftliche) Moral der Geschichte: Die Antwort des Fremden – „Ich warte auf die Straßenbahn“ – ist nur für den oder die „irrational“, der oder die die Prämissen des Fremden nicht aufgeschlüsselt hat bzw. das nicht kann oder will. „Irrationalität“ ist also nicht das positive Resultat einer Analyse, sondern deren Abbruch bzw. das Eingeständnis, sie nicht zu Ende führen zu können.

6. Prävention als prospektiv-situative Prämissen-Gründe-Klärung: Handlungsforschung und Entwicklungsorientierung

M.E. muss man sich *erstens* die genannte Struktur-Problematik von E&P und *zweitens* die Besonderheit menschlichen Handelns/Denkens/Empfindens als in Prämissen begründet vergegenwärtigen, wenn man Wissen und Erfahrungen, die in E&P eingehen, gegenüber Betroffenen produktiv an- und einbringen will.

Nur dann kann es glaubwürdig sein, wenn man – um einen in der AIDS-Prävention wichtigen Punkt anzuführen – ‚riskantes‘ Verhalten problematisiert. Dazu würde gehören,

(a) das Bedeutungsfeld von „Risiko“ zu thematisieren: *Risiko* ist nicht einfach *Gefahr*, sondern eine Gefahr, die man mehr oder weniger bewusst eingeht, die auch in der eigenen Hand liegt (vgl. Bayertz 1995, 49). Im Unternehmerrisiko z.B. ist das Risiko mit einer gewissen Ambivalenz (der Konkurs) letztlich hoch positiv besetzt – obwohl und weil Konkurrenz Härte und Ruin (des anderen) bedeutet (23). Es gehört zu dieser Gesellschaft dazu, dass andere zum Objekt gemacht, ausgenutzt, ausgegrenzt werden. Darüber zu lamentieren nützt eigentlich nichts, weil es bedeutet, die gesellschaftlichen Vermittlungszusammenhänge, die Konkurrenz und deren Funktion etc., auszublenden. Dann schiebt man nur den Einzelnen in die Schuhe, was ein grundsätzliches Problem der Gesellschaft ist. Oder in (kritisch-)psychologischer Fachsprache: man *personalisiert* gesellschaftliche Widersprüche. Weitere Beispiele zur Ambivalenz des Risikobegriffs: Die Autowerbung etwa von BMW thematisiert „Freude am Fahren“. Damit ist aber der Risikokitzel des Rasens mitgemeint, der

durch entsprechende Autotechnik dann wieder beherrschbar sein soll. Auch ‚Extremsport‘ vermittelt den darin gesuchten ‚Kick‘ durch das eingegangene Risiko, etc. Wenn also in der Prävention ‚riskantes‘ Verhalten problematisiert wird, muss die gesellschaftliche Bedeutung von ‚Risiko‘ mit thematisiert werden.

Es ist dann

(b) eher möglich, Wissen aus der Risikoforschung zu vermitteln. Einige Aspekte dazu: „risky shift“ z.B. bedeutet, dass man in einer Gruppensituation höhere Risiken eingeht als allein, weil Gefahr hier reduziert erscheint; hinzu kann Konformitätsdruck gegenüber ‚Feiglingen‘ kommen. Die subjektive Wahrnehmung von Risiken kann von statistischen Wahrscheinlichkeiten abweichen: Seinerzeit war die Gefahr, an BSE zu erkranken, geringer, als mit dem Auto zu verunglücken. Was zurückging, war allerdings der Fleischverbrauch, nicht der Autoverkehr; der Autoverkehr ist das sozusagen vertraute Risiko, das routiniert eingegangen wird. Ein anderer Punkt: Sich widersprechende Informationen werden leicht glattgebügelt, und zwar so, dass das reale Verhalten entlastet wird. Weiter: der unmittelbare Genuss lässt das Risiko vergessen. Hinzu kommt, dass sog. Vernunft als Freudlosigkeit daher kommt – wie in dem Witz, in dem ein Mann zum Arzt kommt und ihn fragt: ‚Können Sie mir helfen, 100 Jahre alt zu werden?‘ ‚Mal sehen‘, sagt der Arzt, ‚rauchen Sie?‘ – ‚Nein.‘ ‚Trinken Sie?‘ – ‚Nein.‘ ‚Haben sie ständig Geschlechtsverkehr?‘ – ‚Nein.‘ ‚Essen Sie gern und viel?‘ – ‚Nein.‘ ‚Und warum wollen Sie dann 100 Jahre alt werden?‘

Wenn man (sich) solche unter (a) angeführten Inhalts-Bedeutungen und deren möglichen Einfluss auf die Einzelnen klar macht und wenn man spontane Tendenzen, wie unter (b) beschrieben, in sich selber kennt und beurteilen kann, kann man für sich selber eine Ebene gewinnen, zu überlegen, wie man sich zu „Risiken“ – ggf. unterschiedlich – verhält, welche spontanen Tendenzen sich an uns durchsetzen, wie man ggf. davon Abstand gewinnen kann – immer unter der Voraussetzung, dass „Aufklärung“ nicht den Geschmack gouvernementenhafter Bevormundung und Beserwisserei hat.

Vieles von dem, was ich kurz Revue passieren ließ, hat damit zu tun, dass und wie man gegenüber unmittelbarer Verstricktheit einen Überblick über eine Situation bekommen kann. Dies schließt ein, dass man entsprechende Erfahrungen einbringen und analysieren kann, frei von moralischen Restriktionen, die das Thematisieren von Problemen von vornherein ausschließen. Entsprechend müssen Diskussionen so geführt werden, dass sich die Beteiligten selber ein (moralisches) Urteil bilden können. In

dieser Perspektive bedarf es keiner – ohnehin, wie jahrzehntelange psychologische Forschung zeigt, kaum nützender – Angstappelle.

Damit würden E&P die Perspektive einer gesellschaftskritisch informierten sozialen Selbstverständigung erhalten, die auch die Form betrifft, in der sie statthat – sie würde zu einer Art Handlungsforschung werden müssen. Das bedeutet: es gibt nicht einen Allwissenden und andere als Objekte, die Gegenstand von Forschung oder Belehrung sind; alle Beteiligten verstehen sich vielmehr als Mit-Forscher, und Erkenntnisse erfolgen darüber, wie man mit seinen eigenen Handlungen zurecht kommt oder eben nicht. Das entlastet letztlich auch die „Professionellen“. Entlastet wovon? Davon, dass E&P letztlich in *ihrer* Perspektive erfolgen, und ihre Tadello-sigkeit im einseitigen ‚Erfolg‘ ihrer Maßnahmen sich zu bewähren hat.

In dem Maße, wie all das gelingen kann – wäre damit auch der Struktur-Gegensatz von Subjekt und P&E zu überwinden? Sicher nicht, soweit er eben auf gesellschaftliche Strukturen zurückgeht, die nicht in interindividueller Interaktion aufzuheben sind. Aber: „um *Probleme* und *Grenzen* psychologischen Handelns zu wissen, (...) ist allemal besser, als“ darum „*nicht* zu wissen (...) – und damit etwa bürgerliche Vorurteile der Psychologisierung menschlicher Probleme und Konflikte blind (und zum Schaden der Betroffenen) zu reproduzieren“ (Markard, 2000, 43).

7. *Entwicklungsorientierung statt Identitätsfestschreibung*

Ein letzter Punkt. Mir scheint auch wichtig zu sein, dass eine sich so verstehende (soziale) Selbstverständigung grundsätzlich entwicklungsorientiert ist. Ich sage das deswegen, weil die Vorstellung, dass (sexuelle) „Identität“, die insbesondere wegen ihrer sexuellen Orientierung gesellschaftlich Diskriminierte gewinnen sollen, eher auf das Gegenteil von Entwicklung, auf Festlegung oder Festschreibung hinauszulaufen scheint. Woher kommt der Boom der Identität? M.E. u.a. daher, dass viele Menschen sich an den Rand gedrängt, ausgegrenzt sehen (und es auch sind). Sich eine Identität zuzulegen, ist eine defensive Reaktion auf gesellschaftliche Ausgrenzung. Das ist die zentrale Situation, in der ‚ich‘ mich frage, was und wer ‚ich‘ bin (Markard, 2003).

Kürzlich erst hat wieder eine Studie gezeigt, dass „schwul“ ein allgemeines Schimpfwort für Jungen oder junge Männer ist, die sich dem vorherrschenden Männlichkeits- und Männchengebaren nicht unterwerfen oder ihm nicht gerecht werden wollen und können (Voigt-Kehlenbeck, 2004). „Schwul“ als Kategorie für Minderwertigkeit. Im unmittelbar sexuellen Sinne bedeutet „schwul“ die Abweichung vom Normalen – und

schwule Identität ist wohl die – selbstbewusste und historisch notwendige – Antwort auf diese Ausgrenzung. Das Übliche, die – pausbäckige – Normalität bedarf einer derartigen identitären Selbstvergewisserung nicht.

Zum Problem wird eine solche Antwort auf Ausgrenzung, wenn sie in der Selbstvergewisserung als Selbst-Identifizierung auf einmal zu einer Art positiven Programms wird, zu einer Art Festlegung, die, wenn man so will, die Ausgrenzung selbsttätig verinnerlicht. Ich bin der Meinung, dass die erwähnte entwicklungsorientierte (soziale) Selbstverständigung eigentlich auch die Perspektive einer nicht-identitären Klärung von Lebens-Interessen enthält, eine Klärung, die sich nicht festschreiben lässt. Anders formuliert: Die unbestreitbare Notwendigkeit, sich im Rahmen von Ausgrenzung auf eine andere Art reflektieren zu müssen, läuft Gefahr, in Selbst-Festschreibungen zu enden – die letztlich im Banne der Fremd-schablonen bleiben.

Die Schwierigkeit besteht wohl darin, trotzdem den Ausgrenzungen die Stirn zu bieten, in der Perspektive, „den besseren Zustand [...] zu denken als den, in dem man ohne Angst verschieden sein kann“ (Adorno [1945] 1993, 131). In meiner Heimat Köln wird diese Perspektive – so (noch) kontrafaktisch wie bündig – auf die Formel gebracht: „Jeder Jeck ist anders.“

Literatur

- Adorno, T. W. ([1945] 1993). *Minima Moralia. Reflexionen aus dem beschädigten Leben* (21. Aufl.). Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Basaglia, F. (Hrsg.). (1980). *Befriedungsverbrechen. Über die Dienstbarkeit der Intellektuellen*. Frankfurt/M: EVA.
- Bayertz, K. (1995). Eine kurze Geschichte der Herkunft der Verantwortung. In ders. (Hrsg.), *Verantwortung. Prinzip oder Problem?* (S. 3-71). Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.
- Habermas, J. (1981). *Theorie des kommunikativen Handelns* (Band 2). Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Holzkamp, K. (1983). *Grundlegung der Psychologie*. Frankfurt/M: Campus.
- Leithäuser, T. & Volmerg, B. (1988). *Psychoanalyse in der Sozialforschung*. Opladen: Westdeutscher Verlag.
- Markard, M. (2000). „Lose your dreams and you will lose your mind“ oder: Was ist kritisch an der Kritischen Psychologie? *Forum Kritische Psychologie*, 42, 3-52.
- Ders. (2003). Warum ich als Kritischer Psychologe keinen Grund sehe, mich positiv auf das Identitäts-Konzept einzulassen – oder: eine funktionskritische Polemik zum Identitätsboom. In A. Birbaumer & G. Steinhardt (Hrsg.), *Der flexibilisierte Mensch. Subjektivität und Solidarität im Wandel* (S. 75-85). Heidelberg: Asanger.
- Marx, K. ([1844] 1974). Zur Kritik der Hegelschen Rechtsphilosophie. Einleitung. In *Marx-Engels Werke* (Bd. 1, S. 378-391). Berlin/DDR: Dietz.
- Voigt-Kehlenbeck, C. (2004). „Ach – ich weiß, ich bohre in der Nase und mach auf dumm.“ Geschlechterreflexive Perspektiven und jugendliche Inszenierungen. In H. Hertzfeld, K. Schäfgen & S. Veth (Hrsg.), *GeschlechterVerhältnisse. Analysen aus Wissenschaft, Politik und Praxis* (S. 231-242). Berlin: Dietz.